

Frühling.

Novelle von Anna Ritter.

"Gott bewahre mich," sagte die Frau Steuerrätin Stern, von einem Fenster zum andern gehend, um zu sehen, ob auch alles fest verwahrt sei, so ein Unwetter haben wir lange nicht gehabt! Wenn Du Dir nur nichts holst dort am Fenster, Lenden! Du solltest Dich lieber hier in die Sophaede setzen.

Das blasse Mädchen, das in Deder einweidelt, auf dem Fenstertritt sah, schüttelte leise den Kopf.

"Lass mich hier oben, Mutterchen, es kann ja kein Lüftchen an mich herankommen, und dann ist's auch so schön, in das Wetter hinaus zu sehen, es ist ja doch der Frühling, der an die Schellen klopft."

"Ach, lieber Gott, bis dahin ist's noch weit," seufzte die Mutter, "da kommt erst noch wochenlang Regen und Regen."

Aber die Kranke lächelte nur. Es war ein Lächeln in ihren Augen, als hörte sie durch all das Toben und Brausen, mit dem der Wind an den Häusern entlang fuhr, eine süße, heimlich frohlockende Stimme, als wiegte sich schon Vogelgezwitscher in der Luft und Weichhauch über dem Grund.

Die Straße, in der sie wohnten, war nur auf einer Seite mit kleinen, gleichmäßig gebauten Häusern besetzt, nach der andern wurde sie durch Gärten begrenzt, und dazwischen lag der "Graben", ein breiter, mit doppeltem Reiben alter Obstbäume bepflanzter Rain.

Im Sommer, wenn die Bäume ihren Laubschirm trugen, schloffen sie für die Bewohner der kleinen Grabenhäuser die Welt mit einer dichten, grünen Mauer zu, aber jetzt konnte man durch die noch fahlen Äste deutlich die Kahlenlinie der Berggipfel sehen, die dem Städtchen nach Westen hin vorgeleitet war.

Sehnüchlich blieben die Blicke des jungen Mädchens an dieser feinen, wellenförmigen Linie hängen. Vor Jahren hatte sie einmal da oben gestanden.

Es hatte damals gestürmt wie heute, aber der Himmel war tiefblau gewesen, und die Wolken, die wie gepeitscht darüber hingeflogen waren, hatten schmale, goldfarbene Säume gehabt.

Sie war schon damals ein ganzes Kind gewesen, das nicht mit den andern tollen und sprunghaften, sondern mit dem Sturme der sie in den Bergen überaschte, hatte mehr als einmal gedroht, das schwächliche Körperchen herunterzureißen von dem schmalen Pfad. Über schön war es doch gewesen, wunderbar schön, und so oft sie jetzt in das Toben des Sturmes hinausah, hob sich die einseitige Brust in freierem Athemzug: ein einziges Mal im Leben hatte auch sie dem Gewaltigen ins Auge gesehen! Das konnte ihr Niemand nehmen.

Sie war nicht wieder in die Berge gekommen. Die bösen Stiche, die sie nach jenem Spaziergange zum ersten Male gefühlt, hatten sie immer fester, immer unerbittlicher an die enge Stube gefesselt.

Nun lag das alles so weit hinter ihr. Nun war sie so still geworden und so zurückgezogen, hatte Freude an tausend winzigen Dingen, die ein anderer kaum sah, und konnte stundenlang träumen, ein glückliches Mädchen um die Lippen.

"Lenden," die Steuerrätin, die im Hause zu schaffen hatte, steckte vorsichtig den Kopf zur Thür herein, um die Tochter nicht etwa aus dem Schlafe zu wecken — "darf wohl Trudchen hartnäckig einen Augenblick herein? Wird's Dich auch nicht aufregen?"

Trudchen, so leid es mir thut — aber Lenden muß nun Ruhe haben! rief die Steuerrätin ins Zimmer herein. "Der Doktor hat strengste Schonung anbefohlen."

"Ach Gott," die hübsche Trude sprang ganz erschrocken von den Knien auf, "bist du denn wieder kranker, Lenden? Und ich dummes Ding schmeiße und schmeiße und veresse ganz, daß du ja noch schwach und elend bist."

Neumüdig drückte sie das frische Gesicht gegen die blasser Mädchenwange und streichelte die Hände, die so kraftlos im Schoße lagen.

"Ich komme bald wieder, Lenden! Und inzwischen gießt du die rechte Milch, gesund zu werden, geht? Noch lumpige zwei, drei Wochen, dann blüht die ganze Welt, dann tragen wir dir den Sessel hinten in das Gärtchen unter den alten Apfelbaum und tauschen in lauter Blüten und Sonnenschein."

Sie winkte und nickte noch oft zu, während sie behutsam zur Thür schritt. In ihre hellen Augen waren Thränen gestiegen, und die Abnung von etwas Dunklem, Drohen dem das über dem blauen Scheitel dort schwebte, griff beängstigend an ihr junges Herz.

Der Sturm hatte sich fast gelegt, nur manchmal noch trieb er in kurzen Stößen eine Hand voll dürrer Blätter vom Boden auf und bog die Äste, an denen schon große Anspalten saßen, mit jäh zupackender Faust auseinander.

Hier und dort blühte zwischen dunklen, Wolken ein Sternlein auf, und von der Stadt her kamen verlorenen Klänge: die Besperglocke läutete.

Der blonde Mädchentopf im Sessel sank tiefer und tiefer, und die Lider senkten sich schwer über die heißen Augen; unmerklich war der Schlaf ins Zimmer getreten, und hinter ihm druckten buschten seine, schattigen Gestalten: Träume einer Mädchenseele die das starke, lachende Leben nie gelüßt hatte.

Nun schwebten sie leis um das schlafende Mädchen und erzählten ihm das uralte Märchen vom Glüd.

haben, Lene, du glaubst ja nicht, wie out und nett er ist. Alle Leute finden es, und mein Vater sagt — ist es nicht ein Segen, daß Vater gerad' Amtsrichter geworden ist und daß Hans — er heißt nämlich Hans — grad an unser Amtsgericht kommen mußte?"

"Also heute vor vierzehn Tagen — geht, du bist nicht böse, daß ich so schrecklich lange nicht bei dir war? — ja, vor vierzehn Tagen war doch die große Schützenparthie. Wie ich mich darauf gefreut hatte, kann ich dir überhaupt gar nicht beschreiben, denn erstens mal hatte ich so was doch noch nie mitgemacht, und dann war Hans mein Herr, und ich merkte schon damals, daß er mich gern hatte."

So was merkt man nämlich immer! Man braucht gar nichts zu jaen, man braucht sich nicht mal anzusehen — man weiß es eben. Und ich hatte den ganzen Tag schon so 'ne Abnung gehabt, daß er's mit auf der Parthie sagen würde."

Auf der Hinfahrt freilich, da war von so was keine Rede, da haben wir kaum zehn Worte miteinander gesprochen. Jedes Gespräch, das wir angingen, war gleich wieder zu Ende, so daß es mir schließlich fast peinlich war, des Kutschers wegen. Das ist überhaupt eine argeliche Einrichtung, daß bei den Schlitten der Kutscher hinten sitzt."

"Freilich Lieblich! Der Mann, der sich das ausgedacht hat, war sicher ein eingeleiteter Junggesell, oder er hatte die Brautwerbung lange hinter sich, sonst wär er sicher nicht auf solch verschrobenen Gedanken gekommen!"

schloß Lene leise aufschmend.

Die Steuerrätin, die sich längst wieder aufgerafft hatte und die nun in der Küche beschäftigt war, horchte ungläubig nach der Stube hin — war das nicht Lenden, die eben gelacht hatte?"

Aber es kam keine Freude in ihr auf; nur die Sorge, die Kranke möchte sich mit Plaudern zu viel thun, schloß ihr durch den Kopf. Und doch hatte sie das Herz nicht, dem Kind die seltsame Luft zu stören.

Drinnen strich Helene lieblos über der Freundin dunkles Haar.

"Wie habt ihr denn schließlich den Kutscher aus dem Wege geräumt?"

"Ach, die Männer sind ungläubig schlau!" sagte Trudchen bewundernd, "und was sie einmal ernsthaft wollen, das sehen sie durch. Denk' dir nur, Hans hat für die Rückfahrt ganz einfach die Schlitten verwechselt."

Der Kutscher muß auch mit im Bund gewesen sein, denn er sah vorn wie ein Delaße und hatte den Manteltragen so hoch geschlagen, daß von dem Kopf gar nichts mehr zu sehen war.

Ja, und dann gina's los! Ach, Lene, du hast ja gar keinen Begriff davon wie himmlisch es ist, so durch den verschneiten Wald zu laufen, während all die Schlingenschnitten und die Sterne doch wieder so still und feierlich in alle Luft hinein schauern. Wie ein Märchen war's! Und als er dann unter der Schlingendeckel meine Hand nahm und so lieb zu mir sprach so lieb, wie gar kein anderer Mensch sprechen kann, da hab' ich gedacht: nun müßte man sterben! Aber das Leben ist doch noch viel schöner, Lene."

"Trudchen, so leid es mir thut — aber Lenden muß nun Ruhe haben!" rief die Steuerrätin ins Zimmer herein. "Der Doktor hat strengste Schonung anbefohlen."

"Ach Gott," die hübsche Trude sprang ganz erschrocken von den Knien auf, "bist du denn wieder kranker, Lenden? Und ich dummes Ding schmeiße und schmeiße und veresse ganz, daß du ja noch schwach und elend bist."

Neumüdig drückte sie das frische Gesicht gegen die blasser Mädchenwange und streichelte die Hände, die so kraftlos im Schoße lagen.

"Ich komme bald wieder, Lenden! Und inzwischen gießt du die rechte Milch, gesund zu werden, geht? Noch lumpige zwei, drei Wochen, dann blüht die ganze Welt, dann tragen wir dir den Sessel hinten in das Gärtchen unter den alten Apfelbaum und tauschen in lauter Blüten und Sonnenschein."

Sie winkte und nickte noch oft zu, während sie behutsam zur Thür schritt. In ihre hellen Augen waren Thränen gestiegen, und die Abnung von etwas Dunklem, Drohen dem das über dem blauen Scheitel dort schwebte, griff beängstigend an ihr junges Herz.

Der Sturm hatte sich fast gelegt, nur manchmal noch trieb er in kurzen Stößen eine Hand voll dürrer Blätter vom Boden auf und bog die Äste, an denen schon große Anspalten saßen, mit jäh zupackender Faust auseinander.

Hier und dort blühte zwischen dunklen, Wolken ein Sternlein auf, und von der Stadt her kamen verlorenen Klänge: die Besperglocke läutete.

Der blonde Mädchentopf im Sessel sank tiefer und tiefer, und die Lider senkten sich schwer über die heißen Augen; unmerklich war der Schlaf ins Zimmer getreten, und hinter ihm druckten buschten seine, schattigen Gestalten: Träume einer Mädchenseele die das starke, lachende Leben nie gelüßt hatte.

Nun schwebten sie leis um das schlafende Mädchen und erzählten ihm das uralte Märchen vom Glüd.

Helene schlief noch, als die Mutter am Abend mit der Lampe ins Zimmer trat; erst als der Lichtschein sie

traf, wachte sie mit einem kleinen, beklommenen Seufzer auf.

Sie konnte sich nicht gleich zurecht finden. Sie begriff einen Augenblick nicht, daß sie hier in der engen Stube saß, an den Krankenstuhl gefesselt wie immer.

"Ist das Fieber ärger, Kind? Deine Augen glänzen heut' so...?"

"Ach, mir ist wohl, Mutter, ich habe so wunderschön geträumt!"

Sie erzählte nicht, was sie geträumt, sie hätte zu keinem darüber reden können, aber sie hüte es wie ein süßes, heiliges Geheimniß.

Noch geduldiger als sonst trug sie die Last ihrer Schmerzen, hielt sie dem Husten Stand, der den gebrechlichen Körper qualvoll erschütterte. Nur, wenn sie die Hände der Mutter in bebender Angst um sich beschloß, sah, wollte es ihr fast wie ein Unrecht erscheinen, daß ihre Seele wie etwas Köstliches die Gewissheit baldiger Erlösung umschloß.

Sie wachte noch, daß der Tod, den sie wie einen Geliebten erwartete, auf dem Weg der Mutter Thränen streuen würde. Und doch — die Sehnsucht in ihr war härter als alle Bismwürze, die ihre Kinnestiele sich machte.

Der Glanz in ihren Augen blieb; er wurde tiefer, strahlender, je weiter das Jahr ins Land rückte.

Im Frühling, sagte die Kranke oft. Und dann sah sie hinaus, ob die braunlichen Anspalten noch immer nicht sprangen wollten.

Die Tage kamen und gingen. Helensens Tisch ward nie von Blumen leer. Zuerst hatten Schneeglöckchen und Kirschen in der kleinen Vase gestanden, nun blühten schon die letzten Weiden darin, und durchs offene Fenster sah der Athem von tausend und aber tausend weißen, schimmernden Blüten: die Birnbäume auf der Graben standen in voller Pracht.

Helensens Haupt lag weit zurückgelehnt, farblos wie das Kissen, das man ihr zur Stütze untergeschoben hatte. Sie sprach kaum noch, aber in ihren Augen lag's wie eine stauende Frage: Kommt du noch nicht? Ihr Leben glitt an ihr vorüber, die paar sonnigen Kinderjahre und die lange, lange Dämmerung, die ihnen gefolgt war. Nun dünnte es ihr dennoch schön! Nun war ihr, als ob hinter den Nebeln, gegen die ihre junge Seele sich in ohnmächtiger Angst gewehrt, dennoch eine Sonne verstanden hätte, die Sonne einer großen, warmen Liebe.

Da hab ein Vogel zu singen an. Ganz leis und lieblich segelten die Töne ein, und dann wurden sie immer lauter, immer jubelnder, daß die alten Bäume ringsum in seliger Lust erschauerten und ein Blütenregen zur Erde fiel.

Wie Verkündung zog's über das weiße Gesicht.

"Hörst du, Mutter," flüsterte die erlöschene Stimme, "jetzt kommt das — Glüd!"

Die Mutter sank in die Anie. Ein Dritter war ins Zimmer getreten, einer, vor dessen stiller Majestät die Klage verstummte.

Er trat zum Stuhl des mühsam athmenden Mädchens und legte ihm leise die Hände aufs Haupt, da stand der Athem still, und die Augen sahen die Erdensonne nicht mehr.

Der kleine Säner aber, der drauf auf seinem Blütenzweig von ewiger Lust und Schönheit sang, schmettete immer froher, immer heftiger sein kleines Lied, als wähe er, daß mit den Tönen eine Seele zum Lichte emporstiege, eine Seele für die der Frühling gekommen war.

Ein mattes Schwägerin.

Auf einem Pariser Polizeikommissariat präsentirte sich dieser Tage ein junger Charakter, eine Wärmeschüssel in der Hand, aus der ein appetitlicher Geruch drang.

"Der Kommissär," erklärte der junge Mann, "ich bin im Falle, Klage zu erheben..."

"Gegen wen?"

"Gegen Frau C. . . eine Wäscherin in der Rue de la Folie-Mercurier. Diese Dame liest durch eine ihrer Angestellten Cotelettes en sauce bei uns bestellen. Als ich sie ihr aber brachte, wies sie mir die Thüre, bemerkend, ich wolle mir wohl einen Scherz mit ihr gewatten."

Der Mann hatte seine Sache noch nicht vollständig vorgebracht, als ein Zweiter eintrat, dann ein Dritter, Viertes, bis ihrer Zwölf da waren, die Alle gegen die nämliche Frau C. klagten, weil sie Cotelettes bei ihnen bestellt hätte, sie aber nicht annehmen wollte.

Der Kommissär ließ die angeschuldigte Frau herbeigehen, und diese gab sich als das Opfer ihrer Schwägerin aus, die ihr schon wiederholt solche Streiche geliefert. Einmal hätte sie ihr an einem Tag vierundzwanzig Bäder ins Haus schicken lassen, ein andermal vierzig Apfelkuchen, und diesmal, wie gesagt, zwölf Cotelettes. . .

Der Kommissär erklärte sich inkompetent und wies die Herrschaften an den Friedensrichter.

Soll das Publikum die Monopole eignen?

Von John V. Atches.

(Was der in Buffalo gehaltenen Rede des Verfassers.)

Die Erfindungen, Entdeckungen und wissenschaftlichen Fortschritte des letzten Jahrhunderts haben zusammengewirkt, auch die weitesten Entfernungen mit Leichtigkeit zu überwinden, die verschiedenen Theile der Welt einander näher zu bringen und es dem einzelnen Menschen nicht nur zu ermöglichen, schnell von einem Punkte der Erde zum andern zu gelangen, sondern auch seinen Willen gleichzeitig an mehreren Plätzen zur Geltung zu bringen und den Kreis seiner Thätigkeit bedeutend zu erweitern.

Alles strebt nach Concentration. Aus kleinen Werksstätten werden große, aus bescheidenen Geschäften umfangreiche, aus Eisenbahnen von geringer Ausdehnung länderumfassende Verkehrs-Netze, aus kleinen Versicherungen große, Unbedeutende Institutionen haben eine gewaltige Machtfülle erhalten, und das Resultat sollte hier wie dort der Allgemeinheit zugute kommen, denn die Concentration verringert die Produktions- und Betriebskosten und macht es leichter, den Bedürfnissen des Publikums entgegen zu kommen, was namentlich beim Eisenbahnbetriebe zutrifft.

Deshalb wird Niemand wünschen, von den großen Geschäften zu den kleinen, von den modernen Reiseisenbahnen zu den früheren bescheidenen Fahrzeugen, von den einseitlich verwalteten großen Eisenbahnen zu den schwerfälligen kleinen Einzelbetrieben zurückzukehren. Die Concentration muß, wenn sie richtig durchgeführt wird, zu einer Wohlthat für das Publikum werden.

Indem sie aber die Gestalt von Privat-Monopolen annahm, vernichtete sie jeden gesunden Wettbewerb. Es ist nicht länger möglich, auf dem Wege einer freien Concurrenz die Bedürfnisse unserer Städte mit Gas, Wasser, elektrischem Licht und Straßenbahndienst zu versorgen. Es ist ferner nicht zu verkennen, daß die großen Industrie-Monopole es völlig in der Hand haben, die Preise für ihr Rohmaterial und ihre Fabrikate einerseits, und die Höhe der Löhne ihrer Arbeiter andererseits zu bestimmen. Die Arbeitstheilung ist unter dem Concentrationsystem bis zur äußersten Möglichkeit durchgeführt worden. Die Zeiten sind vorbei, da jede Gemeinde ihre Werkstätten und Fabriken hatte. Die Gesamtheit der Bevölkerung ist in ein drüdenes Abhängigkeitsverhältnis gerathen, und die wirtschaftliche Freiheit des Einzelnen ist vernichtet worden.

Die hierdurch geschaffene Situation ist folgende:

Alles, was absolut nothwendig ist für das Wohlbefinden, für die Privatrität, für die Gesundheit und für das Leben des amerikanischen Volkes, befindet sich im Besitz oder unter der Kontrolle der Monopolisten. Das Volk hat kein Verhängnisrecht mehr über diese Dinge, sondern einige wenige Individuen haben alle Macht in ihrer Hand vereinigt. Das ist ein unheilbarer Zustand. Die Monopolisten gehen von dem Grundzuge aus, dem Publikum so wenig, als möglich zu geben, dagegen ihm soviel als möglich zu nehmen. Es sammeln sich Mielen vornehmlich für einzelne Vorurtheile an, indem täglich neue Ungerechtigkeiten gegen das Volk begangen und gebildet werden.

An Versuchen, der ungeheueren Machtvermehrung der Monopole und Korporationen zu steuern, hat es nicht gefehlt. Fast jeder Staat der Union hat im Laufe der letzten zwanzig Jahre Gesetze geschaffen gegen die Trusts und Monopole und eigene Behörden eingesetzt, um die Ueberschreitungen derselben zu zurecht zu rufen. Aber es hat nichts geholfen. Die Korporationen sind nur noch mächtiger geworden, indem sie sich einfach der Kontrolle über die Behörden, die eingesetzt wurden, sie zu überwachen, bemächtigt. Das Uebel ist schlimmer geworden, nicht besser. Zuverlässige Berechnungen haben festgestellt, daß die Kosten der Lebensführung in Amerika in wenigen Jahren sich um mindestens 25 Prozent gesteigert haben, nicht durch die natürliche Preissteigerung der einzelnen Bedarfsmittel, sondern infolge der willkürlichen Preissteigerung durch die Monopole. Die Arbeitslöhne dagegen sind entweder gar nicht oder nur in ganz geringem Maße gestiegen. Die Arbeiter haben wiederholt zu ihrem Schaden erfahren müssen, daß Lohnbewegungen gegen die Monopole aussichtslos sind.

Da es nun weder wünschenswert noch möglich erscheint, die Monopole zu beseitigen, wünschenswert deshalb nicht, weil sie das Ergebnis unserer wirtschaftlichen Entwicklung sind, so bleibt nur ein Weg, die durch sie verursachten Schäden abzumildern: Umgestaltung der Monopole in communale und staatliche Betriebe. Das Publikum selbst muß die Monopole eignen, ein anderes Heilmittel gegen die Schäden derselben giebt es nicht.

Ich denke hier nicht an eine Einricung, wie die Socialisten sie erstreben: die Verstaatlichung aller Produktionsquellen überhaupt, denn davon zu reden, ist noch viel zu früh. Ein großer Theil aller wirtschaftlichen Thätigkeit wird für lange Zeit noch einzelnen Individuen überlassen bleiben, und durch freien Wettbewerb erledigt werden müssen.

Ich spreche hier nur von solchen Monopolen, die bereits jede Concurrenz dauernd vernichtet haben. Und da entfällt zunächst die Frage, ob das Publikum befähigt ist, die Handhabung derartiger Monopole selbst zu übernehmen. Diese Frage ist zu bejahen. Ausschlaggebend für die Beantwortung ist die Erfahrung, und wenn wir auch selbst Erfahrung auf diesem Gebiete nicht haben, andere Nationen haben sie. Wir sind hinter diesen Nationen um ein Vierteljahrhundert zurückgeblieben. Wir mögen diesen Nationen überlegen sein in krummen politischen Praktiken, an großer staatsmännischer Weisheit sind sie zweifellos uns überlegen. Sie haben sociale, industrielle und ökonomische Probleme, die wir kaum anzurühren wagen, längst in befriedigender Weise gelöst. Außerhalb der Vereinigten Staaten sind zwei Drittel des gesammten Eisenbahnnetzes der Welt Staats-eigentum. Die Vereinigten Staaten sind fast das einzige große Auenland der Welt, das keinen staatlichen Telegraphendienst hat, und fast jede große europäische Stadt hat ihre kommunalen Gas- und Wasserwerke, eigene elektrische Beleuchtung, städtische Straßenbahnlinien u. s. w., und wo derartige Einrichtungen noch nicht bestehen, ist man wenigstens im Begriffe, sie zu schaffen.

Die landschaftliche Zweckmäßigkeit der städtischen und staatlichen Betriebe kann zahlenmäßig nachgewiesen werden.

Wohl weiß ich, daß hierzulande der Eigenbetrieb in einzelnen Fällen sich nicht bewährt hat, wie in Philadelphia, wo die von der Stadt übernommene Gasanlage so schönlich verwaltet wurde, daß man sie schließlich wieder an eine Privatcorporation überlassen mußte. Allein daran war nicht das System schuld, sondern die durch und durch corrupte städtische Verwaltung, welche die Anlage der Corporation wieder in die Hände spielte und derselben Gelegenheit gab, Millionen zu machen.

Hier in Amerika haben wir doppelt so hohe Telegrammgebühren zu zahlen, als man sie in England zahlt; der Dienst ist schlech; gut bedient werden nur die bevorzugten Klassen; weite Districte warten schon seit Jahren vergeblich auf Anschluß; die Angestellten befinden sich in so schlechten Stellungen, daß große Streiks an der Tagesordnung sind, die hohen Beamten dagegen erhalten riesige Gehälter.

Das sind Uebelstände, die mit dem Privatmonopol nun einmal unzertrennlich verbunden sind und Abhilfe wird erst dann kommen, wenn auch das amerikanische Volk sich entschließt, die Leitung der Monopole selbst zu übernehmen.

„Das Drama des zwanzigsten Jahrhunderts.“

Der englische Forschungsreisende Colquhoun, der lange Zeit als hoher Beamter der englischen Regierung in Hinterindien weilte, hat in den letzten Tagen ein Pamphlet erscheinen lassen, welches die Beobachtungen enthält, die er bei Gelegenheit einer achtmonatlichen Reise durch Australien und die Inselgruppen des Stillen und des Indischen Oceans machte.

Es ist interessant, aus dieser Beschreibung zu erfahren, was für Ideen in den Köpfen englischer politischer Schriftsteller über die Zukunftspolitik bestehen. Colquhoun beschäftigt sich in seinem Pamphlet mit dem Ausblick auf den seiner Ansicht nach unvermeidlichen Kampf um die Oberherrlichkeit im Stillen Ozean, den er „das große Drama“, den „großen Kampf des zwanzigsten Jahrhunderts“ nennt. Er behauptet, daß der Stille Ozean in absehbarer Zeit der Schauplatz eines großen Seekrieges werden müsse. Ferner deutet er an, daß die Vereinigten Staaten und Australien, woran das englische Mutterland freilich jetzt noch nicht denkt, durch national-politische Verhältnisse gezwungen werden könnten, gemeinsame Sache gegen eine dritte Weltmacht zu machen, und als diese beiden die gefährliche Weltmacht bezeichnet er Deutschland, denn er erklärt in seiner Zukunftsprognose:

„Nicht nur werden Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Japan und Rußland in den neuen Felhern der Unternehmungen im Stillen Ozean in scharfer Concurrenz treten und so Holland den Boden unter den Füßen entziehen und seinen lofen Besitz vieler Inseln schwierig gestalten, sondern die ebrgeizigen Bestrebungen Frankreichs und Deutschlands werden die Lage weiter verwickeln. Sollte der Wohlstand des japanischen Pflanzers sich verringern, wer weiß, ob er nicht vorziehen wird, unter der Flagge einer unternehmenderen Macht zu leben, als unter einer, deren Motto ist: „Wie es war und immer sein wird.“ Daß Deutschland nach Ostindien verlagende Blicke wirft, ist längst ein offenes Geheimniß, und daß es daran denkt, früher oder später seinen kleinen Nachbar in Europa zu verdrängen, weiß Jedermann. Aber die Holländer zu verdrängen, verlangt viel Arbeit, trotz der deutschen Allianz mit ihrer Königin und anderer Umstände. Die Colonien sind eine andere Sache, und wir können es noch erleben, daß ein größeres Deutschland im Stillen Ozean entsteht.“

Frankreich sei als colonisirende Macht zur Zeit erfolglos; bei einem Streik um die Oberherrlichkeit auf dem Stillen Ozean können außer den Ver-

einigen Staaten, Großbritannien und Deutschland nur noch Rußland und Japan in Betracht gezogen werden. Die australische Monroe-Doktrin sei noch nicht amtlich ausgesprochen oder in die nationale Politik aufgenommen worden, aber ihr Geist erfülle bereits alle Australier. Colquhoun sagt dies im Zusammenhang mit folgender Behauptung:

„Die strategische Bedeutung der Neu-Hebriden und Neu-Caledoniens ist in der That noch keine dringende Angelegenheit, denn die Fischerei-Inseln beherrichen diese Gruppen. Aber Neu-Guinea ist von strategischem Werthe, und wenn Australien auch gegenwärtig gegen Deutschlands Anwesenheit daselbst keinen absoluten Widerspruch erhebt, so würde es doch eine bedeutende Ausdehnung von Deutschlands Macht im Stillen Ozean, wie z. B. Errichtung einer großen Flottenstation oder Erwerbung von Niederländisch-Indien, sehr wohl aufnehmen. Der Tag kann dann nahe bevorstehen, an dem Großbritannien zwischen seinen Colonien und einer der europäischen Mächte, namentlich seinem Verbündeten, Deutschland, zu wählen haben wird.“

Die gegenwärtige Lage gewährt allerdings noch den Frieden. Sie könne in Kurzem wie nachstehend zusammengefaßt werden: Der Suez-Canal hat einen kurzen Seeweg von Europa eröffnet, und der trans-isthmische Canal wird einen ähnlichen kurzen Seeweg von der Ostküste der Vereinigten Staaten her eröffnen. Transkontinentale Eisenbahnen, die vollendet sind oder vollendet werden, verrichten dieselbe Arbeit über Land. Rußland ist durch Asien zum Stillen Ozean hinübergeschritten, die Vereinigten Staaten sind nach Honolulu und den Philippinen über den Ozean gegangen, und sie besetzen auf der Samoa-Insel Tutuila, den schönsten Hafen im Stillen Ozean. In Japan ist eine große Seemacht entstanden. Deutschland hat sich in Kiautschou, in Apia und in Neu-Guinea festgesetzt. Australien ist geeint, und seine gewaltigen Hilfsmittel machen es zu einem Hauptfaktor im Kampfe. Portugal und Spanien sind fast verschwunden, aber Holland ist noch vorhanden; „fest gepflanzt, aber im Stillstand und naturgemäß zitternd vor dem Anprall dieser ganzen, modernen Welt.“

Man sieht, das Pamphlet des englischen Reisenden enthält viele confuse Ideen. Wahrscheinlich wird der Gang der Weltpolitik des neuen Jahrhunderts ein beträchtlich anderer sein, als er sich es vorstellt.

Unverkennbar hat seine englische wieder einmal den Zweck, die sich sprechenden Länder, zu denen er auch die Vereinigten Staaten rechnet, militärisch zu machen gegen die überlebensfähige Politik Deutschlands. Allem Anschein nach ist aber in den nächsten Jahrzehnten nicht Deutschland, sondern Rußland die eigentliche aggressive Macht, mit der England's auswärtige Politik zu rechnen haben wird. Der Kampf um die Oberhoheit in Ostasien, der sich zu entwickeln scheint, kann wieder einmal radikale Wandlungen mit sich bringen und die Lage in jenen Theilen unseres Planeten ganz anders gestalten, als man es sich gegenwärtig in England vorstellt.

Den Krieg um die Länder und Inselgruppen des Stillen Oceans wird ja allerdings das zwanzigste Jahrhundert bringen; oder vielmehr er hat jetzt bereits begonnen, wie der letzte Krieg in China und unser philippinischer Krieg deutlich genug erkennen lassen. Die Idee des englischen Schriftstellers ist aber beinahe tömisch, daß Australien zu bestimmen haben soll, welche von den Mächten im Stillen Ozean Fuß fassen darf und welche nicht. Er scheint den Stillen Ozean, das größte unter den Weltmeeren, für eine Art Feinziele anzuweisen, auf welchem nur der englische Einfluß herrschen darf. Ebensowohl, wie Australien, könnten die Vereinigten Staaten die Kontrolle über den Stillen Ozean für sich beanspruchen, oder auch über den Atlantischen Ozean, weil derselbe ihre Küsten bespült.

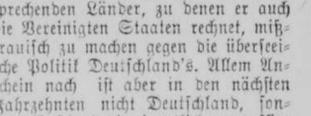
Die Ideen des englischen Schriftstellers Colquhoun sind wesentlich Hirngespinnste. Was auch das zwanzigste Jahrhundert für Kämpfe bringen mag, es wird sich auch dabei wieder die alte Erfahrung bewahren, daß jedes Volk in der Weltpolitik nur soviel Macht hat, als es Macht hat. Die Macht Englands aber scheint bedeutend erschüttert zu sein durch die Ereignisse der letzten Jahre.

(Westl. Post.)

Schnuscht in die Beine.

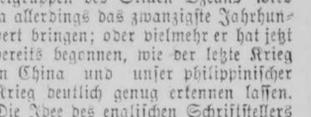
Karl ist ungezogen gewesen. Die Mama: „Geh in die Ecke und häne Dich!“

Nach fünf Minuten hört Karl seine Schwester in der Kinderstube murren spielen. Die Schnuscht treibt ihn und er sagt: „Mama, kann ich nicht in der Kinderstube weiter schlafen?“



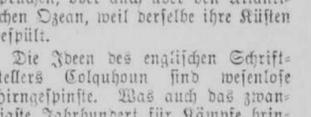
Karl ist ungezogen gewesen. Die Mama: „Geh in die Ecke und häne Dich!“

Nach fünf Minuten hört Karl seine Schwester in der Kinderstube murren spielen. Die Schnuscht treibt ihn und er sagt: „Mama, kann ich nicht in der Kinderstube weiter schlafen?“



Karl ist ungezogen gewesen. Die Mama: „Geh in die Ecke und häne Dich!“

Nach fünf Minuten hört Karl seine Schwester in der Kinderstube murren spielen. Die Schnuscht treibt ihn und er sagt: „Mama, kann ich nicht in der Kinderstube weiter schlafen?“



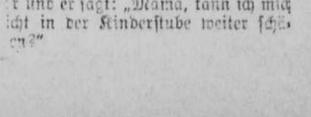
Karl ist ungezogen gewesen. Die Mama: „Geh in die Ecke und häne Dich!“

Nach fünf Minuten hört Karl seine Schwester in der Kinderstube murren spielen. Die Schnuscht treibt ihn und er sagt: „Mama, kann ich nicht in der Kinderstube weiter schlafen?“



Karl ist ungezogen gewesen. Die Mama: „Geh in die Ecke und häne Dich!“

Nach fünf Minuten hört Karl seine Schwester in der Kinderstube murren spielen. Die Schnuscht treibt ihn und er sagt: „Mama, kann ich nicht in der Kinderstube weiter schlafen?“



Karl ist ungezogen gewesen. Die Mama: „Geh in die Ecke und häne Dich!“